

ZU DIESEM HEFT

Mit der Ausbreitung der digitalen Kultur wird immer mehr Wissen für immer mehr Menschen immer leichter verfügbar. Diese Entwicklung wird in aller Regel als Gewinn verbucht. In seinem Essay über das Netz als »totales Archiv« führt Andreas Bernard vor, dass sie durchaus auch eine Verlustseite hat. Im Zentrum seiner Überlegungen steht eine alte, aber in ihrer Tragweite wohl noch immer nicht ganz erfasste Einsicht: dass es fatal ist, Nicht-Wissen mit Unwissenheit zu verwechseln.

Florian Sprenger nähert sich mit seiner Analyse des Systems der Geheimhaltungsstufen der US-Nachrichtendienste dem gleichen Thema unter umgekehrten Vorzeichen. Denn dass mit der immer vollständigeren Erfassung von Identitäten und Profilen die meisten Menschen immer weniger von sich geheim halten können, bedeutet zugleich, dass diejenigen, die davon profitieren, sie genau darüber möglichst in Unwissenheit halten müssen. Für Regierungen und Geheimdienste sind Whistleblower also nicht nur deshalb ein Problem, weil sie Geheimnisse verraten, sondern weil sie der Öffentlichkeit bewusst machen, wie viel mehr es gibt, das sie nie erfahren wird.

Die ersten von Edward Snowden entwendeten Dokumente wurden auf der Homepage des *Guardian* veröffentlicht. Für weltweite Aufmerksamkeit sorgten die Autorität der Traditionszeitung und das virale Potential des Netzes gleichermaßen. Folgt man Stefan Schulz, dann führte dieses Zusammenspiel allerdings eher die Ausnahme vor als die Regel: »Es ist eine fatale Konstellation, dass sich beide Rationalitäten – die der traditionellen Redaktionen und die des technologiegetriebenen Internet – heute so frontal gegenüberstehen im Kampf um das einzige und zugleich knappste Gut, das sich von ihnen vermarkten lässt: Aufmerksamkeit. Und es ist ein Irrglaube, zu hoffen, dass dieser Konflikt verständig gelöst werden kann.«

CD/EK